



femSCRIPT

Nr. 21

Mai 2024

Kopfsprung

Inhalt

| | |
|--|----|
| Editorial Die Fotografien | 1 |
| Kopfsprung | 2 |
| Es waren drei | 4 |
| Schwarzes Haar | 6 |
| ein glas wasser zu trinken | 8 |
| Wir Unsichtbaren | 10 |
| Busfahrt | 12 |
| Ohne Titel | 12 |
| Vom leichten Leben | 13 |
| Ten meter tower | 16 |
| Zwischen bäumen (und menschen). | 18 |
| Rückkehr ins Leben. | 20 |
| Das Spiel | 22 |
| Abschied | 24 |
| Für die Ewigkeit | 26 |
| Die Wasserträgerin. | 28 |
| besoin d'être aimé oder von der Notwendigkeit geliebt zu werden. | 30 |
| Absprung | 34 |
| Impressum | 36 |

Editorial

Liebe Lesende

Wir freuen uns. Wir freuen uns, weil Sie die neuste Ausgabe von femSCRIPT in den Händen halten und wir uns mit Ihnen über Worte verbinden dürfen. Worte, die so vielfältig sind wie das Thema, das dieses Heft begleitet: Kopfsprung. Zusammen mit dem Winterthurer Schreibtisch konnten wir ein Heft zusammenstellen, das Kopfsprünge in den verschiedensten Facetten und Wahrnehmungen zeigt.

Die Antwort auf die Frage, was eigentlich ein Kopfsprung ist, zeigen die Texte in ihrer Individualität und Einzigartigkeit. So wie wir Schreibenden unterwegs sind. Das ist spannend und inspirierend. Wir wünschen Ihnen tolle Schreibmomente und ab und an einen Kopfsprung.

Petra Haas, Schreibtisch OstSchweiz

Die Fotografien

Zwei berühmte Schweizer Künstler konnten in diesem Bulletin in einzigartiger Weise vereint werden: die 2021 mit dem Thurgauer Kulturpreis gewürdigte Fotografin Simone Kappeler und ihr 2022 verstorbener Bruder Friedrich, der mit Filmen über Mani Matter und Gerhard Meier berühmt geworden ist. Wir verdanken unserer Mitautorin Chantal Oklé die Vermittlung aller Fotografien.

Simone Kappelers Fotos sind Gegensichtsituationen, Silhouetten, die Spielraum für Interpretationen lassen, da die Szene abstrakter ist. Der Moment vor dem Sprung oder das Schattenspiel von Figuren in der Abendstimmung

vor der Kulisse des Hüttwilersees werden von ihr gekonnt und manchmal in gewollter Unschärfe aufgefangen.

Wie eine Hommage illustrieren Friedrich Kappelers Bilder Texte von Chantal Oklé, seiner ehemaligen Lebenspartnerin. Seine Bildsprache unterstreicht das Geheimnisvolle, Mythische, aber auch Verführerische in Kontrasten von Schwarzweiss.

Die geistigen Kopfsprünge, schreibt Simone Kappeler, möchte sie uns Leserinnen überlassen. In diesem Sinne danken wir ihr und auch den drei Autorinnen des Schreibtischs Winterthur für die wertvolle Zusammenarbeit.

Kopfsprung

Nicht
der Kopf
springt beim Kopfsprung
Es sind die Füße
kopfüber

Irène Fasel

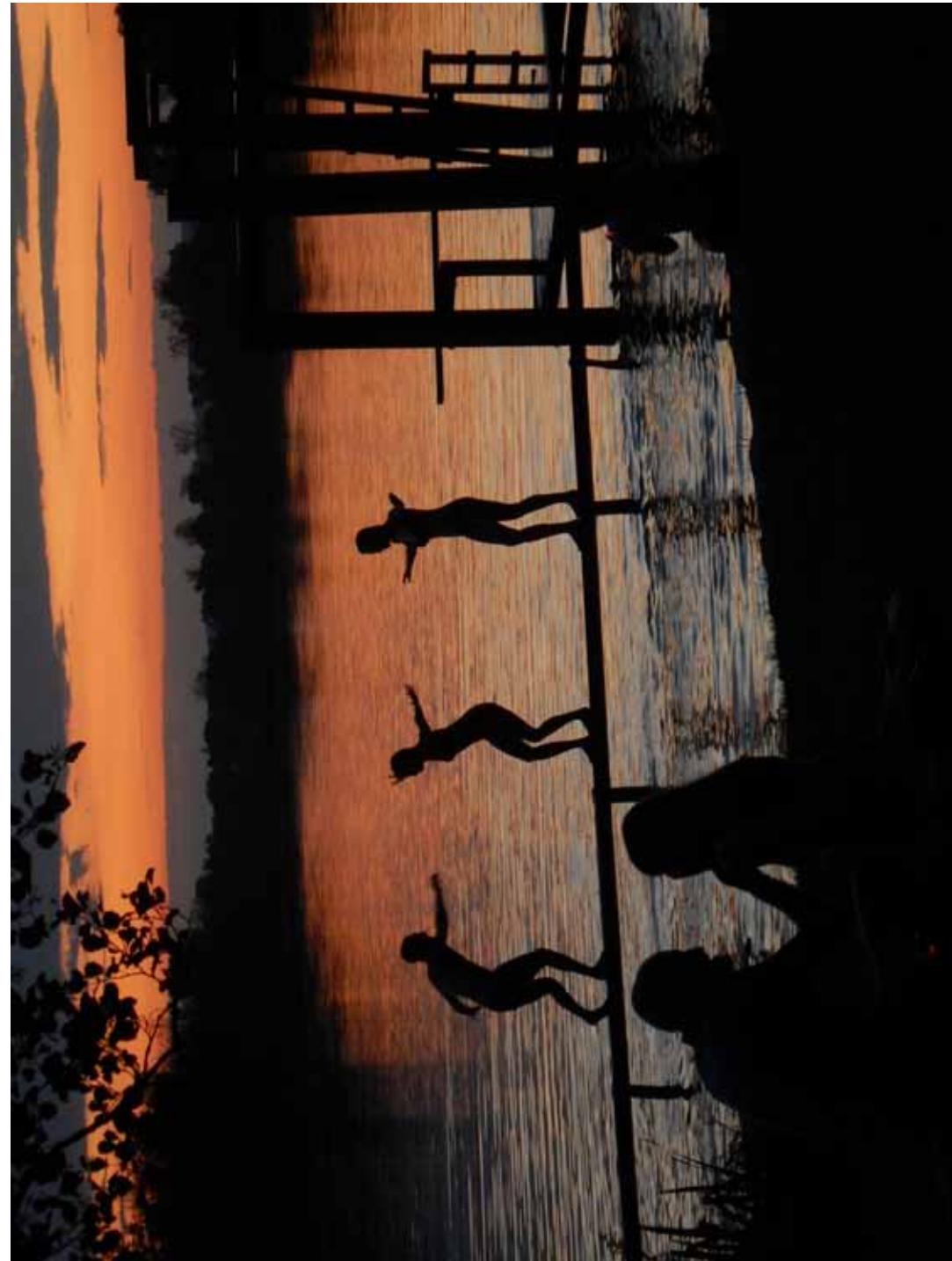


Es waren drei

Es sind bloss birken doch
sie sind die türme meiner
burg die insel meiner tränen die
umarmung meiner nächte die
gespielinnen des begrabenen. sie
warfen gestern schatten und zittern
heute ob dem knattern der
zähne. wie sie sich in die weisse haut bohren wie
sie die ringe in ihrer nacktheit beschämen wie
sie den laubrechen verspotten wie sie die zarteste mit
motorenöl umgarnen wie sie von ihr ablassen wie von einer
verschmähten braut.

*wie man sich einen wind vorstellen soll und wie einen, der sich
mit drei birken im blick von der welt gemacht hat. und wie soll
eine allein bestehen am ufer dieser strasse. und was, wenn ihr
der begrabene fehlt und dem frühling die triebe.*

Ruth Weber



Schwarzes Haar

Sie ist jung und es geschieht in den Siebzigerjahren
 bei der Arbeit nördlich der Alpen wo viele ihr Auskommen finden
 viele wie sie aus Udine dem grossen Erdbeben entkommen
 hundertsiebenundzwanzig Menschen in der Fabrikhalle
 sie lernt Peter am Webstuhl kennen er ist ein stiller Schweizer
 und sie ist schnell in der Auffassung
 gleichzeitig sozusagen lernt sie die Maschine
 einen Rüti-C-Automaten vierfarbig im Schuss und Peter kennen
 bei Luftfeuchtigkeit von 80 Prozent und einer Raumtemperatur von 24 Grad
 er zeigt sich als geduldiger Meister ein Bauernsohn ohne Hof
 am Automaten kommen sie sich nah sind bald ein Paar
 und ihre Liebe ragt über die Alltagstechnik in den offenen Himmel hinaus

Sie ist schön hat die schwarzen Haare hochgesteckt lose
 weich neigt sie sich übers Garn kontrolliert auf Fadenbruch und alles Weitere
 das rasende Werden des Stoffes die Streifen azurblau und frühlinggrün
 purpurfein und zartrosa Bettwäsche soll draus werden zum Träumen
 sie denkt an Peter läuft flink und stolz zur nächsten Rüti-C
 beugt sich da und dort nach vorn die Haare im Eifer
 lösen sich und fallen fächerförmig vor ihren Augen

wächst ein schwarzer Fleck kommt näher
 hier stimmt was nicht denkt sie erreicht den roten Knopf nicht mehr
 und grösser wird das Reissen und grösser werden Schmerz und Angst
 die Schreie der Verzweiflung im Höllenkrach

zerspringt ihr Kopf

Sie ist dünn nach vielen Wochen steht sie
 bleich mit kurzem Nylonhaar am selben Ort
 die Augen glänzen
 spiegeln die Freude der Vielen
 die Freude von Peter

Ursula Schweizer

ein glas wasser zu trinken de boire un verre d'eau

ein glas wasser

zu trinken die kehle

zu kühlen die augen

zu schliessen

zu lächeln

das bist du mir

für m.

de boire un verre d'eau

de rafraichir la gorge

de fermer les yeux

de sourire

c'est ce que

tu es pour moi

pour m.

Chantal Oklé



Wir Unsichtbaren

Ruth

Wenn Gedanken die Schatten unserer Empfindungen sind, was sind dann Erinnerungen? Vielleicht der unerschütterliche Glaube an die guten Dinge, an denen wir festhalten, um nicht zu ertrinken. Als ich klein war, glaubte ich an vieles, nur nicht ans Untergehen. Ich glaubte, dass ich niemals eine faszinierendere Stimme in meinem Leben hören würde als die der schwedischen Sängerin Zarah Leander. Ich glaubte, in ihren Tiefen eine Weisheit herauszuhören, die es zu bergen galt wie einen Schatz auf dem Meeresgrund. Ich glaubte auch daran, dass unsere Ziege, die uns Milch gab und auf den Namen Elli hörte, mit mir zusammen alt werden würde. Ich glaubte, dass mir noch so viel Zeit blieb, die ich mit den Nachbarskindern im Wald und im alten Steinbruch verbringen konnte, und ich ewig auf der Schaukel, die am einzigen Apfelbaum im Garten befestigt war, hoch über allem fliegen könnte. Ich glaubte, dass sich nie etwas ändern würde. Bis ich nach und nach die Ewigkeit aus den Augen verlor. Stattdessen fing mein Blick die Traurigkeit und Verzweiflung meines Vaters ein, dessen Schuhgeschäft plötzlich niemand mehr besuchte. Ich nahm die eingeschlagenen Fenster wahr, die Schmierereien und die Feindseligkeit in den einst vertrauten Gesichtern. Zuletzt liess mich der Schmerz frösteln,

der meine Eltern wie ein Mantel umhüllte, als sie vor dem Fenster des Zuges standen, der mich in die Schweiz brachte. Noch jahrelang verfolgten mich in meinen Träumen die Schritte all jener, die sich von uns entfernt hatten. Als Widerhall meiner Einsamkeit. Manches ging über die Jahre vergessen und hat andere Farben angenommen. Doch ich habe gelernt, weiterzuschwimmen, durch die hellen und die dunklen Tage.

Daniel

Mit neunzehn Jahren mochte ich zwei Dinge, meinen Walkman und Dylan Thomas, den walisischen Dichter. Er war ein Trinker und ein Kettenraucher und starb jung, doch bis dahin schrieb er Zeilen, die andere ein Leben lang begleiteten. So wie diejenigen in einem Gedicht, das er seinem Sohn gewidmet hatte: «Und alle deine Taten und Worte, jede Wahrheit, jede Lüge, sterben in nicht urteilender Liebe.» Mich beruhigte diese Vorstellung. Sie liess mich darauf hoffen, am Ende meiner Tage zu wissen, dass ich bedingungslos geliebt wurde. An dieses Gefühl klammerte ich mich wie ein Schiffrüchiger. Umso mehr nach meiner schweren Diagnose zwei Jahre später. Alle Versuche, mein bisheriges soziales Umfeld aufrechtzuerhalten, scheiterten. Offenheit macht einsam.

Viele sahen nicht mehr mich, sondern nur noch die Krankheit. Sie warfen ihre Blicke durch mich hindurch an die Wand. Irgendwann lösten sich die kleinen Nadelstiche in etwas Nebulöses auf, das von mir Besitz ergriff, mich ganz ausfüllte. Bis ich dachte, ich hätte verdient, was mir passierte. Dass mich niemand lieben konnte. Dass Dylan Thomas nicht recht behalten sollte. Zweifel finden immer ein offenes Fenster und schleichen sich leise in deine Seele. Auf alten Fotos, auf denen ich unbeschwert lächelte, erkannte ich mich nicht mehr. So verbrachte ich meine Tage in Grautönen. Bis ich eines Nachts plötzlich aufwachte und es hörte. Mein Lachen. Es klang wie Wasser – warm und weit ergoss es sich über meinen Rand, und brachte mir Stück für Stück zurück, was ich verloren hatte.

Menschen

Es sollte noch Gewitter geben an diesem zuvor sonnigen und lauen Frühlingsabend. Keine Erleichterung für sie, denn sie mochte dieses ungute Grollen nicht, das sich immer erst langsam näherte, im Dunkeln lauerte, um sich plötzlich in einem lauten Knall zu entladen. Dafür mochte Ruth die Spaziergänge mit ihm. Sie konnte sich auf Daniels Arm stützen und wusste, er würde sie nicht fallenlassen. Er war

mehr als nur ein Pfleger für sie, fast wie der Sohn, den sie nie hatte. Daniel kümmerte sich seit vier Jahren um sie und brachte sie mit seinen Albereien immer zum Lachen. Heute wirkte er jedoch ein wenig niedergeschlagen. Ruth knuffte ihm mit dem Ellenbogen leicht in die Seite. «Welche Laus ist dir denn über die Leber gelaufen?», fragte sie. Daniel lachte leise. «Mich erstaunt immer wieder, wie fit du mit deinen zweiundneunzig Jahren bist, Ruth. Dir entgeht nicht das Geringsste.» Er verkraftete das Alleinsein gerade nicht so gut, gab er zu. Vor allem nicht so kurz nachdem sein Freund ihn verlassen habe. «Die Angst vor erneuter Ausgrenzung folgt uns Unsichtbaren wie ein Schatten», sagte Daniel und lächelte traurig. Ruth beobachtete still ihre Schritte und legte dann ihre Hand auf seine: «Wir haben einander. Im Judentum glaubt man, dass es auf der Welt viele Leute gibt, aber nur wenige Menschen. Wir sind welche.»

Sarah Stutte

Busfahrt

Der Bus 32 oder 42
 ab Marktplatz Stand B4
 fährt zwischen Beeren rot und blau
 zwischen Filterkaffee und weissen Wolken
 zum Bahnhof doch wenn
 ein Schrei der Möwe
 Salz Weite Meer wachruft
 vielleicht
 woanders hin.

*

Gedanken
 Ping-Pong
 Wand ab
 Wand ab
 Wand ab

Claudia Schwarzenbach

Vom leichten Leben

Nachts wandere ich durch dunkle leere Zimmer
 suche im Spiegel die Tagfrau die Nachtfrau
 tauche
 in alte Träume:
 das Knistern des Schilfs sachte bewegt
 Wellenkreise weiten leises Plätschern
 noch warm der Sand der
 meine Füsse bedeckt während
 ein Himmel sich wölbt
 in seinem letzten Blau.

Claudia Schwarzenbach



Ten meter tower

Meinen Namen übrigens, den ihr ja alle kennt, habe ich aus einem Buch. «Es muss nicht immer Kaviar sein», von Johannes Mario Simmel. Ein Titel, wie das Programm zu meinem Leben.

Vegetarierin bin ich inzwischen, und Geld habe ich nie welches gehabt. Und wenn, habe ich es verschwendet, für Männer, schnelle Boliden, Schuhe, Kleider, Zigaretten, Cocktails ... und das bereue ich am allerwenigsten.

Ein Mensch, der arm ist, da hatte Marie-Antoniette schon recht, obwohl sie das nie gesagt hat, braucht Kuchen mehr als Brot. Sofern er die Möglichkeit dazu überhaupt hat. Denn mehr als Vernunft hilft ihm Hoffnung und vor allem Imaginationskraft zu überleben. Hat er das nicht, aber mindestens einen Funken Lebenslust, wird er untergehen.

Ich jedenfalls, würde das bestimmt!

Meinen Namen übrigens, den ihr alle kennt – obwohl ihr kennt nicht alle meinen Namen – habe ich aus einem, zu dieser Zeit sehr populären Roman. Meine Mutter las ihn, als sie schwanger war.

In diesem Buch ist die Geschichte des ungemein geheimen Doppelagenten

Thomas Lieven aufgezeichnet. Auf Seite neunundachtzig trifft er seine grosse Liebe, nach der ich benannt bin. Da sie die Chefin einer kriminellen Organisation ist, stirbt sie aber schon auf Seite hundertsechsfünfzig im Kugelha-
gel.

So viel zu meinem Vornamen.

Meinen Nachnamen habe ich von meinem Vater und der hat ihn von seinem Vater, meinem Grossvater.

Mein Leben lang war ich ein ängstlicher Mensch. Ich fürchtete mich vor dem beunruhigenden Grün am Ende des Gartens. Wenn ich meinen autoritären Lehrern oder Arbeitgebern die Stirn bot, dann war das eher Trotz denn Mut oder sowieso, ein Versehen durch Ungeschick.

Mein Grossvater jedoch war ein Zuchthäusler.

Erst spät in meinem Leben habe ich das erfahren.

Im Internet gibt es einen Kurzfilm, «Ten meter tower» heisst er. Da sind diese verschiedenen Leute, und sie springen oder sie springen nicht. Ins Wasser natürlich.

In Arbon hat es einen Zehn-Meter-Sprungturm.

Es wird Sommer werden. In Arbon steht dieser Zehn-Meter-Sprungturm.

Mein Grossvater war aus Arbon.

Mein Vater sagte mir erst letztes Jahr, ich war da auch schon vierundfünfzig, da sagte er mir, mein Grossvater sei ursprünglich aus Arbon gewesen.

Ein brandroter Sozi sei er gewesen. So drückte er sich aus. In den Dreissigerjahren sei er nach Berlin gegangen, um gegen Hitler zu demonstrieren. An der Grenze zurück in die Schweiz hätten sie ihn geschnappt und ins Gefängnis gesteckt. Wieder draussen, wollte ihm in Arbon niemand mehr Arbeit geben. Darum ging er nach Frauenfeld in eine Fabrik. Anfangs für 30 Rappen die Stunde. Arbeitete sich hoch, wurde Meister, dann Vorarbeiter.

Seine Abneigung gegen Amtsstellen behielt er sein Leben lang. Er schickte seine Frau hin oder später seinen Sohn.

Meine Grossmutter allerdings sagte, wenn sie ärgerlich auf ihn war – ein schöner Mann übrigens, die Frauen standen auf ihn – «man hat mir immer gesagt, ich solle keinen Zuchthäusler nehmen».

Ich möchte nie mehr feige sein.

In Arbon steht ein Zehn-Meter-Turm.

Mein Grossvater war aus Arbon.

Mein Grossvater, Viktor-Moritz, war ein Zuchthäusler.

Chantal Oklé

Zwischen bäumen (und menschen).

wurzeln bis zum himmel und der
wald satt davon. ein
grollen über sanftem boden
donner wie steine auf haut
(moos an den fingern)

wie kann einer worte pflücken mit
versunkenen augen
wie tanzen mit rauer seele

und ihr?

wer denkt mit der fülle des wassers
wer sieht eine brücke im wechsel der
jahre?

dort hängt ein schloss. da summen die ungenannten
liebenden das
gewicht trägt ihren morgen.

Ruth Weber



Rückkehr ins Leben

Sie schien aus einem fernen Traum zu erwachen. Wusste nicht, warum sie in einer Situation war, die sie nicht im Entferntesten beschreiben konnte. Gewiss, sie atmete. Sie lebte, das war ihr erster Gedanke. Mehr wollte ihr nicht gelingen. Sie versuchte, ihre Stellung wahrzunehmen. Sie lag, vermutlich in einem Bett. Aber sie spürte weder eine Unterlage noch eine Decke, auch keinen Schmerz. Vielmehr konnte sie sich gar nicht bewegen, das fiel ihr jetzt erst ein. Vollkommen reglos, war dies so?

Wo war sie? War sie allein? Weit und breit war kein Laut zu vernehmen. Die Luft schien rein, der Raum um sie geradezu undefinierbar.

So sehr sie sich Mühe gab, sich zu bewegen, ihr Körper reagierte auf keinen Impuls. Nach unzähligen Versuchen gab sie auf. In Gedanken tastete sie mit ihrer Hand zaghaft durch die Dunkelheit. Im selben Augenblick vernahm sie einen lauten Knall. Etwas zerbrach in tausend Stücke. Sie erschrak zu Tode.

Bockstill blieb sie liegen, als ob sie sich verstecken müsste.

*

Schritte ertönen. Hektische Schritte, die näher kommen, unweigerlich auf mich zu. Eine Türfalle wird gedrückt und jemand scheint den Raum zu betreten. Geht Licht an? Ich kann es

nicht orten, da ich nichts sehe. Kaltes, grelles Licht, vermutlich. Immer noch ist kein Laut zu vernehmen, schon geht die Tür wieder zu und die Schritte entfernen sich.

Was habe ich verbochen, dass man mich in dieser Ungewissheit lässt? Ich möchte schreien, aber meine Kehle ist wie zugeschnürt.

Wieder ertönen Schritte, diesmal mehrere. Wieder wird die Türfalle gedrückt, das Licht vermutlich ange-macht. Wem bin ich ausgeliefert?

«Frau Reichenbacher», erklingt eine Stimme. «Hören Sie mich?»

Immerhin ein freundlicher Ton. Aber wer ist gemeint? Bin ich in dieser elenden Stille nicht allein? Warum sagt denn keiner was?

«Frau Reichenbacher», wiederholt die Stimme. «Hören Sie mich?»

Erneut versuche ich, meine Hand unter der Decke hervorzuschieben, doch es bleibt beim Versuch. Die fremde Stimme kommt näher, offenbar bin doch ich gemeint.

«Sie müssen keine Angst haben, wir meinen es gut mit Ihnen. Sie sind im Spital.»

Endlich Gewissheit. Ein Spital, kein Gefängnis, keine Entführung, keine Gewalt. Aber warum ums Himmels willen bin ich da? Ich kann mich an nichts erinnern. Nicht einmal meinen Namen kenne ich mehr.

«Sie brauchen absolute Ruhe. Wir mussten Sie stabilisieren, damit Sie sich nicht bewegen. Sie hatten einen Unfall und waren bewusstlos. Sie werden keine Schmerzen haben. Wir sind da für Sie. Mein Name ist Anna. Ich werde Sie betreuen.»

Keine Schmerzen. Es klingt nach Ernstfall.

«Sie haben Verletzungen am Kopf, deswegen können Sie noch nicht sehen. Auch Ihre Augen sind verbunden, um Sie zu schonen.»

Annas Stimme klingt immerhin besänftigend, trotz ihrer Worte.

Nicht sehen, nicht bewegen. Bedeutet reglos auch gefühllos?

«Vom Bett neben dem Ihren wurde eine Vase umgestossen. Machen Sie sich keine Gedanken. Man wird jetzt die Scherben aufwischen. Dann werden Sie wieder Ruhe haben. Ich bleibe bei Ihnen.»

*

Das Geräusch war die Rückkehr ins Leben. Der Knall, das Aufwischen der Scherben.

«Regina!» Sie erwachte, als jemand sie beim Namen rief. «Regina!», und zugleich hörte sie das Planschen von Wasser. Dieser Ton holte sie in die unmittelbare Vergangenheit zurück. Vor ihr lag das Meer, dieses wunderbare, tiefblaue Meer. Die Weite des Himmels, ein Gefühl von Grenzenlosigkeit.

Voller Freude wagte sie den Sprung. Jetzt hörte sie zu, wie jemand neben ihr den Boden aufwischte, das Auswringen des Lappens hatte ihr die Erinnerung zurückgeholt.

Regina Reichenbacher. Sie war ins Meer gesprungen, von einem Felsvorsprung. Dann folgte ein harter Schlag. «Regina!», wiederholte auch Anna. «Bitte bleiben Sie wach. Ich werde Ihnen ein paar Fragen stellen.»

Regina hörte zu, während ihre Gedanken ganz woanders hinpurzelten. Kopfsprung, Aufprall misslungen, Spital, reglos, gefühllos. Schlagartig wurde ihr bewusst, dass ein Weg vor ihr lag, den sie nicht geplant hatte. Den Händen von Anna und einem Team von Ärzten und Betreuenden in weißen Kitteln ausgeliefert. Jetzt spürte sie die Tränen, die ihr über die Wangen liefen. Sie war zurück im Leben.

*«Während der Liegephase nach dem Unfall und der operativen Versorgung darf der Tetraplegiker gar nichts bewegen, nicht einmal den Kopf [...] Es ist leicht sich auszumalen, wie der Drang nach Bewegung ins Unendliche steigt, zumal wenn das Kissen unter dem Kopf sich nach einigen Stunden anfühlt, als läge man auf Stein. Das zwingende Bedürfnis sich zu bewegen wird bald zur Qual.»**

Irène Fasel

* Peter Lude, Warum das Leben weitergeht. Auch im Alter und mit Behinderung. 2014, 57

Das Spiel

Es hatte in der Nacht geschneit, und die Berge sahen aus, wie mit Puderzucker bestreut. Ich hinterliess eine Spur in dem jungen, dünnen Weiss und als ich zurückblickte, lag die Berghütte ein gutes Stück hinter mir. Eigentlich wollte ich mich früher auf den Weg machen, doch als die Hüttenwartin mit den beiden Pfannendeckeln zum Frühstück gerufen hatte, bin ich tatsächlich nochmals eingedöst. Meine zweitägige Wanderung war nicht spektakulär, auch nicht waghalsig. Sie war so ausgewählt, wie ich mich traute, allein in den Bergen zu wandern, und auch gefordert bin. Eine Übernachtung wäre nicht nötig gewesen. Per Zufall hatte ich bei meiner Recherche eine Hütte gefunden, die, eingebettet in die bergige Landschaft, wie für meine Unternehmung gemacht war.

Der Weg ging ein kurzes Stück steil hinauf, es war nicht mehr weit bis zum Ziel, doch meine Gedanken waren nicht bei der Aussicht, die mich erwarten würde, sondern kreisten um den gestrigen Abend. Zum Abendessen war eine Familie anwesend, deren drei Kinder im jugendlichen Alter waren. Wir alle sassen zusammen an einem einzigen, langen Tisch, und als die Hüttenwartin eine Riesenschüssel mit Käsespätzli und dem separaten Apfelmus auf den Tisch stellte, fühlte ich mich gut, so allein mit mir unter Fremden. Ich lauschte den Worten,

dem Lachen, das über mich purzelte und hinter meinem Kopf wieder verklang. Die Familie vertiefte sich in ein Spiel, das aus Fragen bestand, die alle zu beantworten hatten. Ich hörte ihnen eine Weile zu und amüsierte mich über die spontanen Ideen, die überraschend frisch und mutig waren. Eine Frage ist mir geblieben: Welche Person würdest du zum Essen einladen, wenn du von allen Menschen, die es gibt, eine auswählen könntest.

Ich hatte den Gipfel erreicht, und die Aussicht war wirklich umwerfend. Etwas ausser Atem, setzte ich mich auf einen Stein und blickte auf das Tal und die umliegenden Berge. Ja, wen würde ich einladen. Sophia Loren? Benedict Wells? Käthe Kollwitz? Ich wusste es nicht. Alles spannende Menschen. Ich zögerte, mich zu entscheiden. Benommen von der Aussicht, schulterte ich den Rucksack und machte mich an den Abstieg. Es gelang mir, die Fragestellung auf die Seite zu legen und mich auf meine Schritte und den erwachenden Tag zu konzentrieren. Als ich an der Postautostelle wartete und es leicht zu regnen begann, wurde mir auf einmal klar, wer es sein müsste: mein Vater. Gerne würde ich ihn alles fragen wollen, was ich als Kind noch nicht wusste und als rebellische Jugendliche nicht konnte, weil die Distanz zu ihm mir unendlich gross erschien. Auch später im Leben tat ich

es nicht. Unsere kurzen Wortwechsel blieben belanglos und ohne Gehalt, und als erstes würde ich von ihm wissen wollen, ob er es auch so empfunden hatte.

Als das Postauto anfuhr, brummte mir über all diesen Gedanken der Kopf,

während Regentropfen an der Fensterscheibe ihre Muster schrieben.

Heute wüsste ich meinen Vater viel zu fragen und ich frage mich, was er mir antworten würde.

Petra Haas



Abschied

Die Rose, Ruth,
die duftlose,
mag dir gefallen
Leuchtend in
Rot, Gelb, Orange
doch von Läusen befallen
Vergessen in
meinem Garten,
die einzige, die blühte
Ich leg sie dir
aufs Grab
Dein Tod – verfrüht

*Für Ruth Schweikert,
gestorben am 4. Juni 2023*

Irène Fasel



Für die Ewigkeit

Dass es spät geworden war. Dass sie früher hätte beginnen können. Dass, wer einmal seinen Koffer gepackt hätte, nicht mehr aufzuhalten sei. Als sie ihm das sagte, sassen sie beide am Küchentisch, dessen rote Tischplatte einige tiefe Kratzer aufwies. Dabei konnte sie sich erinnern, wie sie den Tisch ausgesucht hatten, sie waren jung, standen gemeinsam im Möbelhaus und das Leben schien ein einziges Glück zu sein. Kunstharz, hatte der Verkäufer gesagt, mit Kunstharz überzogen und gemacht für die Ewigkeit. Sie hatten gelacht, sie laut, er mit einem feinen Glanz in den blauen Augen. Ewigkeit, wen interessiert die Ewigkeit, wenn er die Liebe haben kann, hatte er ihr ins Ohr geflüstert. Auch ein Bett hatten sie gekauft, mit einer schweren Matratze. Bald war es zu schmal geworden, bald störte das ständige Berührtsein, ich schlafe auf dem Sofa, hatte er entschieden. Und sie hatte nichts gesagt. Vielleicht war sie froh darüber gewesen, vielleicht hatte sie gewusst, dass zu viel Nähe zu grosser Entfernung führen konnte. Und nun stand der Koffer in der Wohnung, in die kaum einmal ein Sonnenstrahl gelangte und in der die vorbeifahrenden Autos und Lastwagen den Rhythmus vorgaben. Besonders die Lastwagen konnte sie spüren, ein feines Zittern, wenn sie im Bett lag, ein leises Klirren der Gläser im Küchenschrank.

Dass sie gehen würde. Wie oft sie daran gedacht hatte. Wie viel Freiheit in diesem Gedanken lag. Wie lange sie den Entscheid hinausgeschoben hatte. Es würde sich ergeben, hatte sie gedacht. Es würde der Tag kommen, an dem sie einfach gehen würde. Tschau würde sie sagen, würde die Tür hinter sich zuziehen und nie mehr zurückkehren. Einmal hätte sie es getan, den Koffer hielt sie bereits in der Hand, da hatte er nach ihr gerufen. Gelacht hatte er, weisst du noch, wir damals im Möbelhaus. Das Aufblitzen der Augen. Wie konnte sie ihn verlassen. Wie sehr er auf ihre Hilfe angewiesen war. Wie er da sass, den Kopf auf die Hände gestützt. Eine leere Flasche neben sich. Viele Flaschen unter dem Tisch. Kaum konnte sie ihren Stuhl darunterschieben. Die gerötete Gesichtshaut. Wie er zu schluchzen begann, wie er nach ihr griff, wie er sich an sie klammerte. Wie sie dabei nichts anderes denken konnte als an den Koffer, um den sie einen Ledergürtel gewickelt hatte. Wie konnte ein Koffer so schwer sein. Wie übergroß konnte ein Leben sein.

Was war aus der Gewissheit geworden, das Glück der Welt in sich zu tragen. Wie sehr konnte man einen Menschen hassen, dessen blaue Augen beim Lachen aufblitzten. Sie hätte sich einen Rollkoffer kaufen können, einen, mit dem sie die ganze Schwere der Erwartung hinter sich hätte herziehen

können. Der Erwartung des einen Tages, an dem alles anders werden würde. Des einen Tages, an dem ihr wahres Leben beginnen würde. Ich hätte einen Rollkoffer kaufen sollen, sagte sie zu ihm und blieb am Tisch sitzen.

Ruth Weber



Die Wasserträgerin

Es gab keine Fragen, keine Zweifel, es war ihre Aufgabe. Wasserträgerin war sie gewesen, jahrzehntelang. Hatte täglich den leeren Krug zum Brunnen getragen. Den langen Weg auf sich genommen, aufrechten Ganges.

So hatte sie die ganze Sippe ernährt. Die Grossmutter, die Eltern, die Brüder, den Gatten, später die Kinder und Enkel. Alle tranken sie vom Wasser, das Ada herbeischleppte.

Alt ist sie geworden.

Ihr Gang aber blieb aufrecht und würdevoll.

Eines Tages vernahm sie eine innere Stimme. Warum? Was jetzt? Plötzlich wurde es ein Bedürfnis, das Amt weiterzugeben.

Ada bestimmte Fadia, ihre Enkelin.

Oft schon hatte sie sie begleitet, auch Fadia kannte den Weg zum Brunnen. Auch sie wusste, wie man den Krug stemmt. Wie man ihn balanciert, damit er nicht zu schwer wird.

Fadia war stolz, Nachfolgerin sein zu dürfen.

Plötzlich hatte Ada zu trinken aufgehört.

Dann ging Ada den letzten Gang. Sie nahm Abschied vom Weg, vom Brunnen, vom Krug.

Als sie wieder im Dorf ankam, brach sie vor ihrer Hütte zusammen. Der volle Krug zerbrach in tausend Stücke und das Wasser floss über sie und bedeckte ihren Leib wie Tränen.

Man trug sie auf ihr Lager.

Ada trank nicht mehr.

Am Tag ihres Sterbens setzte Fadia die Scherben zusammen.

Aufrechten Ganges trägt sie den Krug zum Brunnen.

Irène Fasel



besoin d`être aimé oder von der Notwendigkeit geliebt zu werden

Ein heisser Sommer ... Es war ein heisser Sommer.

Ich in dieser riesigen, fremden, schmutzigen, heissen Stadt. Das erste Mal in meinem Leben. Mein Airbnb-Zimmer mit Mitbenützung der Küche und des Bades war in einem ehemaligen Forsthaus. Ringsherum existierten noch Reste des Waldes. Unmittelbar neben meiner Unterkunft lag ein Friedhof. Ein grosser, schöner Friedhof. Mit hohem, trockenem Gras und alten Bäumen. Jeden Morgen, unterwegs zu meinen endlosen Spaziergängen durch die Stadt, überquerte ich ihn, denn das war der schnellste Weg zu den öffentlichen Verkehrsmitteln, zur Haltestelle «Krematorium», zum Bus 166, der zur S-Bahn-Station fuhr.

Jeden Morgen ging ich an ihnen vorbei, den Toten dieses Friedhofs. Am Ehepaar Schulze, kein Geburts- und kein Sterbedatum, kein Vorname, aber Ehepaar, noch im Grab. Auf einem andern Grabstein stand nur «Rieker». Auch hier weder Vorname noch Datum. Wäre das wichtig? Denn «Rieker», egal ob Frau oder Mann und egal, wie lange sie/er gelebt hatte, war jetzt vor allem eines, tot, und das für immer.

Weiter hinten lagen ein paar Opfer eines Krieges, die Toten eines Arbeitsla-

gers, die an der Mauer Gefallenen und der letzte an der Mauer Erschossene, bevor sie, wenige Monate später, fiel.

Vorbei an den kleinen oder grösseren Gruppen von Menschen, immer wieder, eine Beerdigung.

Jeden Abend, wenn ich zurückkehrte, waren sie alle noch da. Das Ehepaar Schulze, Rieker, die Opfer des Krieges, die Toten des Arbeitslagers, die an der Mauer Erschossenen und Chris Gueffroy, der letzte von ihnen, ein Jahr jünger als ich und so lange schon tot.

Manchmal war es immer noch hell, weil Sommer, die Tage lang, oder wieder, weil schon bald Morgen, die Nächte kurz. Ich war auf der Flucht in diesen Tagen und wie erstarrt und zitternd. Mein Hirn vibrierte in meinem Schädel. Ich konnte nicht denken. Ich steckte fest. Ich konnte es nicht ändern.

In dieser Stadt gab es nichts und niemanden, den ich kannte. Umso erstaunter war ich, als ich ihn sah, direkt vor mir, und im selben Augenblick sah er mich, sodass ich mich nicht verbergen konnte, falls ich das gewollt hätte.

Beide waren wir masslos überrascht, aber auch – das erkannten wir – erfreut.



Wir hatten uns immer gemocht, wenn wir es auch nie ausgesprochen hatten und in anderen Beziehungen lebten.

In der Erinnerung weiss ich nicht mehr genau, wie es dazu kam. Jedenfalls ging er mit mir auf mein Zimmer. Vorgeblich, weil ich ihm von den ‹Spinnenfingern› erzählt hatte. Als Kind hatte ich das oft gespielt. Ich hatte mich bereit erklärt, ihm das zu zeigen.

«Du musst das Hemd ausziehen», wirft sie ihm über die Schulter hin. «Schon?», sagt er. «Natürlich. Sonst geht das nicht.» Die Luft ist stickig. Das Licht fällt in Streifen zwischen den zugezogenen Vorhängen durch. Sie wäscht sich die Hände und benutzt dabei ihre kleine Reisenagelbürste. Unter den Nägeln ist noch Schmutz. Während sie sich die Hände trocknet, treffen sich ihre Blicke im Spiegel. Sie lächelt ein bisschen. Es ist nicht ganz echt.

Sich umdrehend meint sie: «Setz dich auf den Stuhl. Die Arme auf die Lehne, den Kopf darauf, den Rücken zu mir.» Er tut es. Fragt nicht. Fast ist sie erstaunt. Er sagt nichts. Sie sieht seinen nackten Rücken. Jetzt steht sie dicht hinter ihm. «Wir haben das als Kinder immer gemacht. ‹Spinnenfinger› haben wir dem gesagt.»

Ihre Arme hängen so an ihrem Körper. Ihre Hände kommen ihr gross und

schwer vor, von der Hitze angeschwollen. Sie kann sie nicht heben. Sie schwitzt. Sie spürt, wie der Schweiß an ihrem Körper hinunter rinnt. Ganz zart und fein. «Was soll der Scheiss, Schweiß?!», denkt sie und muss lachen, schüttelt ihre Hände.

«Ich habe eine Idee», sagt sie. «Ich werde dir eine Geschichte erzählen und ein bisschen mehr. Just a moment.» Sie schnappt sich ihr Handy. «Okay, hier Amazonasregenwaldgeräusche, Gewitter, Regen, Tiere, Vögel ... Vier Stunden, das sollte reichen.» Beim Waschbecken holt sie ein paar Fläschchen, schliesst die Vorhänge ganz. «Stell dir vor», sagt sie, während sie langsam näher kommt und der Urwaldsound den Raum erfüllt, «stell dir vor, du lebst im Amazonas.»

Er blickt sie an, sagt nichts. Dann legt er seinen Kopf zurück auf seine Arme. «Es ist ein Tag wie jeder andere und doch ... Du sitzt am Fluss allein und blickst ins Wasser. Du hast dein Dorf verlassen. Diese selten begangenen Pfade, heute wirst du sie gehen.» Sie hebt ihre Hände und legt sie auf seine Schultern. Seine Haut ist warm und sehr fein. Es ist wichtig, diese Berührung leicht zu machen. Man sollte sie kaum spüren. «Du bist nackt und fühlst den Regen auf deiner Haut. Es ist tropisch. Die Luft gesättigt von Feuchtigkeit.» Sie beugt sich zu sei-

nem Nacken und haucht ihn an, um die heisse, feuchte Luft zu verdeutlichen. Er findet das lustig und grinst ein wenig. Sie auch.

«Du gehst weiter auf deinem dir unbekanntem Weg. Bald hörst du auf zu denken. Aber deine Sinne schärfen sich. Das Grün der Pflanzen scheint zu fluoreszieren. Die Gerüche werden intensiver, die Geräusche fast plastisch.»

Sie verreibt einen Tropfen Sandelholzöl in ihrer Handfläche. «Du kommst an Orte, an denen du noch niemals warst. Es macht dir keine Angst. Du weisst, du bist sicher. Da ist ein sehr grosser, sehr alter Baum. Sein Stamm ist fast weiss. Du lehnst dich mit dem Rücken an ihn und schliesst die Augen. Es erfüllt dich ein solches Wohlbefinden, du wünschst dir, es würde niemals enden.»

Nun tröpfelt sie noch andere Duftöle in ihre Handfläche, Vanille, Vetiver, Osmanthus, Jasmin. Streift durch seine Haare, nachlässig. «Dir wird klar, dies ist der Spinnenbaum. Es sind die Spinnen, die dich gerufen haben. Du hörst sie, auch wenn man sie nicht hören kann. Doch spüren kann man sie. An ihren Fädchen sind sie zu dir herabgeglitten. Sie sind leichter als Federn. Es ist so angenehm, alle deine Härchen stellen sich dir auf.» Mit ihren Fingerspitzen fährt sie ganz zart über

seinen Rücken. Kaum berührt sie ihn. Sie wusste genau, wie sie es machen musste. Als Kind hatte sie das oft genug geübt, am Rücken der andern Kinder. Es war gar nicht so einfach.

«Es sind die Geisterspinnen. Ihr Körper ist transparent und golden. Wie die Spinnenseide, aus der sie dir einen Mantel weben. Nichts auf der Welt ist so weich und leicht und doch so stark. Es ist das kostbarste Gewebe überhaupt.»

Während sie mit ihren Fingern weiter kaum ahnbar über seinen Rücken gleitet, beugt sie sich etwas tiefer, um den Duft seiner Haare einzusatmen. «Nichts auf der Welt riecht so gut wie ein Mensch, den ...» Sie sieht ein Rinnsal von Schweiß an seinem Hals glitzern. Sie ist stark versucht, es wegzulecken. Sanft bläst sie über seinen Nacken und sagt leise: «Die Spinnen ziehen sich zurück.» Sie entzieht ihm ihre Hände. «Und schenken dir den Umhang.»

«Manchmal ist es besser zu schweigen», denkt sie, während sie ihm zuschaut, wie er sein Hemd anzieht.

«Das war schön», sagt er.

«Und manchmal», sie sieht, wie die Tür hinter ihm zufällt, das Geräusch erscheint ihr erstaunlich leise, «und manchmal nicht.»

Absprung

Sprung

ins kalte Wasser

Er wagt's

bewahrt einen kühlen Kopf

Sie zögert

kriegt kalte Füße

Es macht nichts

Irène Fasel





femscript.ch ist ein Netzwerk schreibender Frauen. 1990 gegründet, setzte der Verein von Anfang an auf die Förderung von Autorinnen, unabhängig davon, ob sie bereits publiziert haben oder nicht. Das Ziel ist, authentische und vom Urteil der Verlage unabhängige literarische Sprache zu entwickeln und zu kultivieren. Heute sind rund 100 schreibende Frauen femscript.ch angeschlossen, sowohl bekannte Autorinnen als auch (noch) unbekannte Schreiberinnen.

www.femscript.ch

Impressum

Herausgegeben von: femscript.ch

Schreibtisch OstSchweiz: Irène Fasel, Petra Haas, Chantal Oklé, Ruth Weber

Schreibtisch Winterthur: Claudia Schwarzenbach, Ursula Schweizer, Sarah Stutte

Verantwortung: Schreibtisch OstSchweiz

Layout: Elisabeth Hostettler

Druck: onlinedruck.ch

Auflage: 250 Exemplare, erscheint 2x jährl.

Preis Einzelnummer: Fr. 8.-

©Fotos: Simone Kappeler (Umschlag, S. 3, 5, 19, 23, 25, 27, 29, 35), Nachlass Friedrich Kappeler (S. 9, 14, 15, 31)

©2024 Texte: bei den Autorinnen

ISSN: 2673-6233

